

Musik unserer Zeit und das Wesen des Volksliedes

Autor(en): **Broechin, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaarsblätter**

Band (Jahr): - **(1960)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musik unserer Zeit und das Wesen des Volksliedes

Goethe hat irgendwo den Ausspruch geprägt: «Ohne Gemüt ist keine wahre Kunst denkbar!» Diese Worte möchte ich den nachfolgenden Ausführungen voranstellen, um meine Beziehung zur neuzeitlichen Musik zu dokumentieren.

Unsere moderne Kunst ist an innerem Gehalte arm geworden, denn sie bildet eben nichts anderes als ein getreues Spiegelbild unserer Zeit, mit ihrem nervösen, hastenden Zug, der das seelische Moment vor der berechnenden Verstandesarbeit zurücktreten lässt.

Heute verwechselt man offensichtlich Gedanken mit Gefühlen und hält somit Gedankengebilde für Gefühlsprodukte. In keiner Kunst aber wie in der Musik sind diese zwei Momente auseinanderzuhalten. Wo die Berechnung im Vordergrund, versagt das Herz, und wo man nicht den Herzschlag des Schöpfers in seinen Werken verspürt, wirken sie leblos und gleichen Eintagsfliegen, die lieber nie das Licht der Welt erblickt hätten!

Die Sucht unserer Gegenwart ist leider eben, die fehlende Qualität durch Quantität zu ersetzen!

Wenn wir heute die moderne Musik mit ihren Ausdrucksmitteln anhören, so dürfte man kaum glauben, dass unsere alten Meister mit den einfachsten Mitteln so Grosses und Tiefes an musikalischer Ausdruckskunst erreicht hätten! Man denke nur an den Aufwand unserer grossen Symphonie-Orchester für die neuen Orchesterwerke und auch an die Unsummen, die jährlich zur Ausstaffierung neuer Opern verwendet werden, und nur darum, dass sie einmal aufgeführt werden, um nachher wieder in der Versenkung zu verschwinden. Ich erinnere an unsere Tonkünstlerfeste, die mir jedesmal das Urteil bekräftigen, dass wir wohl grosse Theoretiker und Satzkünstler haben, deren Arbeit man bewundern muss, ohne aber eine positive Leistung für die Zukunft zu erhalten. Wir haben leider viele Musiker, die komponieren, wie ein Maschinentechner seine Probleme löst: Viel Geist, aber kein Herz! Wir dürfen nie vergessen, dass die Kunst nie grösser ist, als wenn sie einfach bleibt. Diesen Merkspruch hat die junge Generation

vergessen, und es wäre an der Zeit, wenn sie sich dieser Binsenwahrheit wieder erinnern würde. Die tiefsten Wahrheiten, die lautersten Gefühle sind vom Gesetz des Wohlklanges regiert. Nicht der füllende Akkord, sondern die zu Herzen dringende Melodie ist dasjenige, was die heutige Musik zur Lebensfähigkeit retten kann!

Der Komponist, dem eine schöne Melodie Hauptsache ist, geht bei der Melodienbildung vom Erlebnis aus, woran alle Seelenkräfte proportional zu ihrer Wichtigkeit beteiligt sind; beim Klangkünstler ist der Ausgangspunkt nur eine äusserliche Stimmung, eine ideenlose Bereitschaft. Der Klang führt nie ein ganz selbständiges Leben, sondern gewinnt erst höchste Bedeutung, wenn er zur Unterstützung und Bereicherung des melodischen Momentes herangezogen wird! Eine Reihe von gewöhnlichen Akkordfolgen ohne melodische Linie wird darum nie befriedigen und nur dann zur seelischen Eindrucksfähigkeit gelangen, wenn Melodie und eine gewisse klangliche Unterlage zusammen erklingen können.

Es ist kein Zufall, wenn gerade in unserer modernen, übersättigten Zeit die Rückkehr zur Einfachheit gepredigt wird. Wir haben allen Grund uns zur Einfachheit zu bequemen, wenn wir wiederum an Leib und Seele genesen wollen. Gerade in der Musik ertönt mehr denn je der Ruf nach dem Ungekünstelten, dem *Volksliede*, das einst unsere Vorfahren gesungen und dessen sich Generationen erfreut, bevor es durch die berüchtigte Kultur in den Hintergrund gedrängt wurde.

Ich will darum im Anschlusse an meine Ausführungen über das Wesen des Volksliedes berichten, das in seiner Art unvergänglich und wie kein anderes Kunstwerk mächtig auf das Innenleben des Menschen einzuwirken imstande ist!

Das *deutsche Volkslied* wurde seit den Tagen Herders und Goethes zum Gegenstand zahlreicher literarischer und musikalischer Untersuchungen. Dennoch ist es im Grunde weder ein literarischer noch ein musikalischer Faktor. Es ist mehr alles beides: Träger und Spiegelung kultureller Werte und Zusammen-

hänge. Auch das Kunstwerk spiegelt solche Kulturwerke; das Volkslied aber trägt sie reiner und unmittelbarer. Hinter dem Kunstwerk steht, auch in seiner reinsten Erscheinung, die Persönlichkeit; erst wenn diese gross genug ist, ragt das Werk über den Kreis des einzelnen hinaus in den Raum kulturtragender Werte. Durch das Volkslied hindurch, mag es bisweilen auch unbeholfen und roh gefügt erscheinen, leuchtet in unergründlicher Tiefe der Abglanz einer Urkraft. Man hat das oft unter dem Bilde gefasst: Das Lied des Volkes ist seine Seele. Im Liede liegt die Seele der Volksgesamtheit in reiner Spiegelung. In ihren einfachen und starken Gefühlen, aber auch in ihren feinsten, kaum spürbaren Schwebungen.

Das Volkslied ist für weiteste Volksschichten nicht nur der reinste, sondern auch der einzige Ausdruck ihres Innern!

So wird das Volkslied zum wesentlichen Gliede einer Kulturgeschichte der Musik. Nicht-grosser Erfindungsgeist und kompositorisches Können haben bis heute dieser Liedgattung die äusserst lebendige Fortpflanzung bis in unsere modernen Tage ermöglicht, sondern die reine, tiefe, ungekünstelte Gestaltung seiner melodischen Ausdruckskraft.

Die Bezeichnung Volkslied entspricht unserem heutigen Sprachgebrauch. Tatsächlich ist dieser Kollektivbegriff erst von Herder (in seinem Werk über «Ossian und die Lieder alter Völker») geprägt worden. Als der Volksgesang in seiner Blütezeit stand, kannte man einen Sammelnamen noch nicht. Man sprach von einem schönen Lied oder einem neuen Lied, unterschied wohl auch einzelne Arten nach besonders sangesfrohen Berufen, wie etwa Jägerlieder, Gesellenlieder, Bergmannslieder usw. Stark umstritten ist auch die Frage nach den eigentlichen Urhebern der Volkslieder.

Viele möchten im Anschlusse an Jakob Grimm, der ganz allgemein die Gesamtheit als Urheberin hinstellte, behaupten, es hätten niemals einzelne Menschen Volkslieder gedichtet. Der Stand der heutigen Forschung gibt dieser Auffassung unrecht. Zunächst muss beachtet werden, dass unser Volk wohl poetische Anlagen in reichstem Masse besitzt, dass sich diese aber weit mehr

empfangend als selbstschaffend äussern. Dann aber, und das erscheint am wesentlichsten, muss logischerweise zuerst einmal ein einzelner einen Vers erdacht haben, bevor das Volk als solches ihn aufnehmen und vielleicht fortsetzen konnte! Wenn auch das Dunkel von den vielen verschollenen Dichtern und Erfindern der Weisen fiel, würden uns deren Namen kaum etwas sagen. Es gehört zum Wesen des Volksliedes, dass es nur selten Ausdruck grosser schöpferischer Individualitäten war und dass häufig Dichter zweiten und dritten Ranges gerade im Volkslied Töne überraschender Echtheit und Stärke fanden. Und noch häufiger geschah es, dass irgendeiner, der im Sinne des Kunstwerkes nicht zu den Dichtern oder Komponisten zählte, in glücklichem einzigem Wurf ein Volkslied schuf, das ein Jahrhundert überdauerte!

Den eigentlichen Ursprung des Volksliedes zu bestimmen ist schwer. Es gibt Musikhistoriker, die die Anfänge bis zu den alten Germanen zurückführen, und wiederum solche, die in den Zeiten des Minnesanges die Geburt des eigentlichen Volksliedes erblicken. Die alten Germanen pflegten den Volksgesang bei jeder Gelegenheit. Wenn der Heerbann aufgeboden wurde und beim Hinausziehen in die Schlacht sangen die Krieger. Die Priester sangen, wenn sie den Göttern Bitt- oder Dankesopfer brachten. Leider ist uns von allen diesen ältesten Volksgesängen nichts erhalten geblieben; wir sind lediglich auf Berichte angewiesen, wenn wir uns ein Bild von ihnen machen wollen.

Aus diesen Berichten geht mit ziemlicher Gewissheit hervor, dass die Priestergesänge den eigentlichen Beginn des Volksgesanges bedeuten, insofern, als diese Gesänge allmählich ins Volk übergingen und auch ausserhalb des Kultus gesungen wurden.

Der Wandel vom Priestersänger zum Berufssänger vollzog sich mit der Einführung des Christentums, die das Verschwinden des heidnischen Priesters bedingte.

Die Berufssänger hiessen *Skope*. Sie waren teilweise an den Fürstenhöfen angestellt und zogen zum andern Teil durch das Land. Anfangs standen die Skope in sehr hohem Ansehen — sie waren immer und überall willkommen —; goldner Lohn und

Frauengunst war ihnen sicher, wo immer sie erschienen. Nach und nach aber verloren sie ihre gesonderte Stellung und sanken auf eine Stufe mit dem verachteten fahrenden Volk, den umherziehenden Komödianten und Jahrmarktsleuten.

Das einzige uns erhalten gebliebene Skoplied in deutscher Sprache ist das *Hildebrandlied*, das nach langem Verschollenheits-schlummer plötzlich im 16. Jahrhundert wieder auftauchte. Der Textstoff handelt vom alten Hildebrand, der nach 32jähriger Abwesenheit zu den Seinen zurückkehren will. An der Grenze seines Landes wehrt ihm ein Recke die Weiterfahrt. Es kommt zu einem gewaltigen Kampfe, in dem der Alte Sieger bleibt. Als er den tapfern Gegner bewundernd nach Nam und Art frägt, erfährt er, dass er den eigenen Sohn besiegt. Gemeinsam ziehen beide Helden heim zu Frau Ute, der Gattin und Mutter. Das Hildebrandlied wurde mehrmals als fliegendes Blatt gedruckt (in Strassburg im 16. Jahrhundert, in Nürnberg im Jahre 1515, in Basel 1570) — ein Zeichen für seine grosse Beliebtheit. Es würde zu weit führen, wenn ich alle bedeutenden Lieder, die mit der Zeit Gemeingut der Völker geworden sind, anführen wollte. Wir kennen ja von der Schule her viele unverwelkliche Blüten dieser Liedergattung, und ich möchte nur noch in aller Kürze auf einige typische Erscheinungen im Wesen des Volksliedes aufmerksam machen.

Dem Forscher fällt eine merkwürdige, wissenschaftlich nicht erklärliche Bevorzugung der ungeraden Zahlen 3 und 7 auf. Beispiele sind unter hunderten herausgegriffen: «Es ritten drei Reiter», «Drei Röslein, die pflanzt ich auf ihr Grab», «Drei Regimenter in Ehren», «Sieben Schätze hatte schön Elselein», «Wohl um die siebente Stunde», «Kehrt heim nach sieben Jahren» usw.

Typisch sind weiter einige schildernde oder beschreibende Beiworte. Die Hand ist stets *weiss*, und zwar nicht nur die weiche, kosende Frauenhand, sondern ebenso die grobe Arbeitsfaust des Mannes. Das gleissende Gold wird immer *rot* genannt. *Gräu* ist fast überall die Farbe des Rosses, unbekümmert darum, dass dies mit der Wirklichkeit durchaus nicht übereinstimmt. Andere, immer

wiederkehrende Beiworte sind «tiefes Tal», «hoher Berg», «hohes Haus», «reicher Gott», «liebe lange Nacht».

Interessant ist auch, dass in den deutschen Volksliedern mit wenig Ausnahmen immer vom schwarzen oder braunen Haar oder auch Mägdelein die Rede ist und in den italienischen Volksliedern die blonde Haarfarbe verherrlicht wird.

Sehr oft kommen auch Verkleinerungen vor. Am bekanntesten sind folgende: «Klein Hänslein über die Heide ritt», «Von Gold ein Ringelein», «Mein Bettchen ist gemacht», «Ich hört ein Sichlein rauschen» und so fort.

Dem Volksliede eigentümlich ist auch die Wendung, die von einem Ding zuerst sagt, was es *nicht* ist, um seine tatsächliche Art dann folgen zu lassen, zum Beispiel: «Es ist kein Schelm und auch kein Dieb, es ist der Edelmann der hat dich lieb».

Von besonderer Bedeutung sind auch die Umdichtungen weltlicher und geistlicher Lieder. Ich möchte an dieser Stelle zwei Beispiele anführen, bei denen der Freiburger Priester Heinrich Laufenberg die Umdichtungen zu einem geistlichen Liede besorgte.

Das weltliche Lied heisst:

Es taget in dem Osten,
Die Sonn scheint überall,
So weiss mein wunderschönes Lieb,
Wo es mich führen soll.

Die geistliche Umdichtung heisst:

Es taget minnigliche
Die Sonne gnadenvoll,
Jesus vom Himmelriche
Uns wohl behüten soll.

Eine der Kirche wohl kaum erwünschte Folge solcher Umdichtungen war vom 15. Jahrhundert ab das Parodieren der weltlichen Volkslieder in geistliche Formen. Ein Beispiel möge dies illustrieren:

Weltliches Lied:

Wohlauf, wohlauf, mit lauter Stimm
Tut uns der Wächter singen.
Wer noch bei seinem Buhlen liegt,
Der mach sich bald von hinnen!

Die *geistliche Parodie* dazu lautet:

Wohlauf, wohlauf, mit lauter Stimm
Tut uns der Wächter singen.
Wer noch in seinen Sünden liegt,
Der mach sich bald von hinnen!

Die musikalische Seite der Volkslieder ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Beurteilung ihres Wertes, weil selbstverständlich erst die Weise ein solches Lied zu einem Ganzen macht. Die Melodien haben die endgültige Gestaltung aller Volkslieder wesentlich beeinflusst — sie sind stets das Beherrschende gewesen —, das Wort hat sich immer dem Ton unterordnen müssen. Durch die Musik wurden manche metrischen Unebenheiten der Verse ausgeglichen, manche dichterischen Schönheiten wurden erst durch sie zur vollen Wirkung gebracht, manche frohe oder ernste Stimmung wurde durch sie erhöht und vertieft.

Das Entstehen der Melodie geschah in verschiedenster Art. Zuweilen komponierte ein sangeskundiger Dichter sein Lied selbst. Zuweilen legte er ihm von vornherein eine bereits bekannte Melodie unter. Das geschah speziell bei Spottliedern, damit sie möglichst rasch Verbreitung fanden. In andern Fällen verfasste ein zweiter die neue Weise zum neuen Liede, was der Dichter dann oft genug ehrlich am Schlusse mitteilte, wie in jenem Liede aus dem 15. Jahrhundert, in dem es heisst:

Die Weisen zu den Lieden
Die han ich nit selbst gemachen,
Ich will euch nit betrügen,
Es hats ein anderer getan!

Oder ein ritterlicher Volksdichter erklärt:

Die Weisen hat gemacht Burk Mangolt,
Unser getreuer Knecht!

Im allgemeinen können wir annehmen, dass Text und Melodie gleichzeitig entstanden und ursprünglich eng miteinander verbunden waren, dass man also die Volkslieder niemals deklamierte, sondern stets sang!

Wenn wir trotzdem heute von sehr vielen Volksliedern nur noch die Worte besitzen, so liegt das daran, dass in den meisten früheren Sammlungen nur die Texte aufgezeichnet wurden, weil man die Melodien als bekannt voraussetzte! In den wilden Stürmen des Mittelalters und später, besonders in den Wirren des Dreissigjährigen Krieges, gingen die Weisen dann verloren. Für uns Schweizer bilden unsere Volkslieder besonders eine Fundgrube herrlichster musikalischer Gebilde. Im Vergleich zu unserem kleinen Lande dürfen wir uns rühmen, eine grosse Zahl schönster Liederperlen zu besitzen, die noch klingen werden, wenn neue Generationen unser Arbeitsfeld übernommen. Die Entwicklung zeigt uns, dass je intensiver ein Volk in Berührung mit der Natur lebt, je mehr Volkslieder es besitzt, und das Vordringen der sogenannten Kultur fast immer dem Volkslied ungünstig gewesen ist. Freuen wir uns darum, dass wir aus den Zeiten unserer Vorfahren einen glückhaften Besitz schönster Volksweisen in unsere Zeit hinüberretten konnten, die uns nach den Ergüssen der modernen Kultur wie ein Jungbrunnen vorkommen, in den wir untertauchen können, um uns für die Tage moderner Hast und Nervosität neu zu stärken!

Ernst Broechin